

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 52 (1948-1949)
Heft: 13

Artikel: Erlebtes Viersprachenland
Autor: Thürer, Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669152>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erlebtes Viersprachenland

Von Georg Thüner

Meine beiden Großelternpaare besaßen im Bündnerland sehr einsame Höfe. Die Grenzen dieser Bauerngüter am Rhein und an der Albula fielen zum Teil mit der deutsch-romanischen Sprachgrenze zusammen, die mir von Kind auf in die Ferientage, welche ich bei den beiden „Neni“ verbrachte, etwas Geheimnisvolles brachte. Und da ich in Tamins unweit der Sprachgrenze zur Welt gekommen bin, mag mir eine gewisse Freude, in einem Lande mit vielerlei Sprachen leben zu dürfen, von einer guten Fee in die Wiege gelegt worden sein. Ihrer Fügung will ich es zuschreiben, daß ich eines Tages meine Berufsarbeit in einem Schulhause am Jura aufnehmen durfte, in welchem sich die Sprachgrenze wie ein unsichtbares Band durch Gänge und Zimmer hinzog. Oder war mein Einstand ins höhere Lehramt am Gymnasium Biel eine Anerkennung dafür, daß ich eines meiner (ach, so vielen!) Jugendgelübde gehalten hatte?

Als ich nämlich achtzehn Jahre alt geworden war und in der Blutzzeit bester Vorsätze stand, nahm ich mir vor, in den nächsten fünf Jahren in allen Sprachgebieten der Schweiz Land und Leute kennen zu lernen, und zwar nicht aus der Sicht der überall etwa gleichen Kursäle, sondern in redlicher Arbeit, indem ich mir mein Bröt zugleich selber verdienen wollte.

So verdingte ich mich denn in den nächsten großen Sommerferien als Knechtlein ins Welschland. Ich fuhr mit dem Rad zu meinem Meister namens Rubattel nach Villarzel ins Brohetal. Erst durfte ich die letzten Kirichen lesen, dann mußte ich mit einem Freiburger Baumstämme aus einem Tobel heraufkuckeln und hernach raufte ich das Unkraut aus den Aekern, die in frühern Jahren einer unserer Magistraten gejätet hat, denn ich arbeitete auf dem väterlichen Hofe unseres Bundesrates Rubattel, dessen Bruder mein Patron war, er ist vor wenigen Wochen gestorben. Damals hatten unsere hohen Sieben jeder einen besonders fest-

lichen Tag. Ich entzifferte aus einer welschen Zeitung, daß der Bundesrat in corpore nach Bevey komme, und bei Tische vernahm ich, daß dies wohl verständlich sei, finde doch das dortige Wingerfest nur fünfmal im Jahrhundert statt. Kein Wunder, daß ich die Sache sehr gewichtig nahm. So wichtig, daß mir nach dem Fest, das ich am Schlusse meiner Welschlandzeit besuchte, kein Räcklein des Lohnes in der Tasche blieb. Ich nährte mich auf der Heimfahrt in die Ostschweiz von Fallobst und schlief im Gasthof «à la belle étoile». Und unverlierbar flang mir die Musik von Doret im Herzen nach.

Im Sommer darauf arbeitete ich mit andern Studenten des jungen Studentischen Hilfsdienstes als muratore im Bergell, jenem zauberhaften Tale, wo die Urven und Kastanien sich beinahe begegnen, wo die rötesten Steinnellen glühen und die wildesten Wasser rauschen. Wir verbauten einen solchen Bergbach, erlebten mit den Dorfleuten von Vicosoprano eine Sturmnacht und lernten von ihnen, wie man an Widerständen wachsen kann. Im Herbst zog ich mit zwei Arbeitern ein blaues Uebergewändli an. Mit einer großen „Süßmostkanone“ zogen wir bis nach Truns hinauf und ins Oberengadin, denn wir waren der Ueberzeugung, das neue Getränk, welches die Bauern zum Obstbau ermuntern und weite Kreise vor Schaden bewahren sollte, lasse sich als Volksgetränk nur einführen, wenn man die Vorurteile durch sorgfältige Zubereitung überwinde. Da hieß es eben arbeiten, solange die Säfte süß waren. An manchen Tagen arbeiteten wir während zweimal acht Stunden!

Um so unbeschwerter war die nächste Sommerfahrt, als wir als „Fahrende Scholaren“ wieder in die rätischen Lande zogen und dabei Spiele von Hans Sachs aufführten.

So reichten sich Abenteuer und Arbeit die Hände. Und die Zeit war nicht vertan. Blicke ich heute auf jene Zeit um zwanzig zurück, so will mir scheinen, ich hätte damals eine Art

staatsbürgerlicher Refrutenchule durchgemacht, der es freilich an System, keineswegs aber an nachhaltigen Erlebnissen fehlte. Als ich zehn Jahre später die Gründe der Sprachenspannung in der Tschechoslowakei studierte, wurde mir manches klar, was mir das bloße Buchwissen nicht aufgehellet hätte. Ich hatte zum Beispiel erfahren, daß unsere Sprachstämme in ihrem Alttag nicht mehr- oder minderwertig, sondern eben anderswertig sind. Das weiß die welsche Stadtfrau nicht, welche glaubt, die Suisse alémanique sei halt eine ferne Gegend, wo Dienstmädchen wachsen. Nehmen wir uns aber selber bei der Nase, die viele rümpfen, wenn sie selbstgerecht erklären: solange der Tessin keine Telegraphenstangen dulde, sei keine Ordnung dort unten. Es gibt eben Kultur, die man nicht mit dem Senfblei mißt. Mit der Stimmgabel oder gar am Wunderstab der Freude geprüft, bestehen die Lieder der bambini ticinesi vor unseren lorbeer singenden Männerchören gar wohl.

Hören wir vollends auf den Herzschlag unseres Volkes, so können wir nicht dankbar genug dafür sein, daß unser Kleinstaat Weltsprachen in sich birgt, die bis in Dantes Himmel und

Hölle hineinreichen, die man in Paris und Kanada versteht und in welcher Goethe und Kant das Leben liebten und durchdachten. Die Loreleigesänge, welche alle Deutschsprachigen ins Reich heimrief, zerschellten wie die Behauptung der hochwogenden Irredenta, nur im sprach-einigen Staate sei Friede möglich, am Granit der Tatsache unseres vorgelebten Sprachenfriedens. Wir vergötterten und verfeßern die andern Sprachen nicht, sondern lernen und lieben sie. Den Segen der Mehrsprachigkeit aber erfährt nur der zutiefst, welcher fest im eigenen Sprachgrund wurzelt. Wir wollen nicht Kinder der Wendigkeit zuliebe so aufziehen, daß sie im einen Mundwinkel ein deutsches und im andern ein welsches Wort bereithalten und ihrem Herzen die Sprachheimat vorenthalten. Und zur Sprachheimat des Alemannischen Schweizers gehört seine Mundart, dasjenige Erbgut, das wir mit in die Fremde nehmen können. Ein jeder stehe wie ein Fels in seinem Wesen! Dieses Wort des Paracelsus, der unter Schwyzertannen aufwuchs, gilt auch für unser Sprachleben. Treu und offen sein kann man in der Eidgenossenschaft zugleich. Und man soll es!

Los; d'Lerchli singe noh!

Wie mängisch sy mr zäme scho dr Fäldwäg y!
 Het Keis dra dänkt, ass's einisch nümme meh cha sy.
 Wo bin i denn? Und wo bisch du? Eis goht elei
 Und bsinnt si dra, wie albes d'Lerchli gsunge hei,
 Höch überm sunnig Fäld, und mir sy blybe stoh,
 Hei glost, eis näbem andere, und isch schön gsi so.
 Es chunnt emol en Obe — wo muesch's Heimweh ha,
 Nom Gspane, weisch, es führt kei Brugg vo ähnedra.
 Doch halt, was trurisch vo de feistere Stunde scho?
 Chumm mit mir über Fäld! Los, d'Lerchli singe noh!

Josef Reinhart